

Robert Vilain

## Hofmannsthal und das ›Dritte Reich‹

### Rezeption und fiktive Historie

Im März 1938, kurz nach dem sogenannten Anschluss Österreichs, drangen Mitglieder der SA ins Salzburger Festspielhaus ein, wo sie Viktor Hammers Büste des Dichters Hugo von Hofmannsthal zerschlugen. Der deutsche Dramatiker Gerhart Hauptmann reagierte auf diese Schändung mit einem kleinen Gedicht:

Laßt diesen Köstlichen und Reinen  
an seinem Ort.  
Die Musen alle würden weinen,  
nähmt ihr ihn fort. [...]<sup>1</sup>

Den Text gedachte (oder wagte) er zu jenem Zeitpunkt jedoch nicht zu veröffentlichen.

Dieser Zerstörungsakt scheint eine eindeutige Stellungnahme der nationalsozialistischen Behörden zum Menschen Hofmannsthal darzustellen. Allerdings hatten sich die Nazis anfänglich eher unschlüssig über Hofmannsthal und seine Werke gezeigt. Zunächst wurde er offiziell als ›Halbjude‹ eingestuft, was dann später ›korrigiert‹ wurde. Die Reichsschrifttumskammer, Landesleitung Wien, schrieb im September 1938 an den Leiter des exilierten Bermann-Fischer Verlags in Stockholm, »daß Hofmannsthal drei arische und lediglich einen jüdischen Großelternteil hatte und daß nach einer Entscheidung des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda die Werke von Hofmannsthal nicht zu dem jüdischen Schrifttum zählen.«<sup>2</sup> Aber wie der Biograf Ulrich Weinzierl bemerkt: »Solche Erkenntnis hinderte die Nazis selbstverständlich nicht, das Hofmannsthalsche Erbe zu ›arisieren‹, denn seine Witwe war in der Tat als Jüdin geboren worden. Sie und ihre und Hofmannsthals Kinder hießen im amtlichen Nazijargon: Gertrude Sarah Hofmannsthal, Christiane Sarah Zimmer und Raimund Israel Hofmannsthal.«<sup>3</sup>

Es entstand sehr früh die Legende, Hofmannsthals seien »eine Familie aus der österreichischen Großfinanz.«<sup>4</sup> Hofmannsthals (jüdischer) Freund Arthur Schnitzler

- 1 Gerhart Hauptmann: *Nachgelassene Werke, Fragmente*, hg. von Hans-Egon Hass und Martin Machatzke, Frankfurt a. M./Berlin 1974 (Sämtliche Werke, Bd. 11), S. 706; vgl. auch Hugo von Hofmannsthal/Gerhart Hauptmann: *Chronik ihrer Beziehungen 1899–1929*. Aus Briefen und Dokumenten zusammengestellt und mit einem Nachwort versehen von Martin Stern, in: *Hofmannsthal-Blätter* 37/38 (1989), S. 5–141, insb. S. 99.
- 2 Dokument des Deutschen Literaturarchivs Marbach. A: Hofmannsthal 80.1217/1, zit. bei Ulrich Weinzierl: *Hofmannsthal. Skizzen zu einem Bild*, Wien 2005, S. 24.
- 3 Ebd., S. 24.
- 4 Vgl. Arthur Ernst: *Besuch bei ... Hugo von Hofmannsthal*, in: *Neues Wiener Tagblatt*, 8. Juli 1928, S. 7f.

reagierte auf das gängige Bild von ihm als reichem Juden, indem er es in einem im Juni 1901 verfassten Brief ironisierte. Die humoristische Anrede lautet: »Jüdischer Millionärssohn, auf den Geldsäcken seiner Ahnen herumprotzender Komödiendichter, Freimaurer und Erniedriger des k. u. k. Hofburgtheaters.«<sup>5</sup> Das Nazi-Regime gab sich alle Mühe, diese Legende zu verbreiten und das Klischee des reichen Juden im Falle Hofmannsthals zu unterstützen. Noch 1937 notierte Hauptmann über Hofmannsthal, »sein Vater ist ein geadelter Jude«;<sup>6</sup> und ein Jahr später konnte Gottfried Benn Hofmannsthal in ähnlicher Weise pauschal abtun: »Erlebt hat er eigentlich garnichts. Durchgemacht auch nichts. Ein Schieber, Bankierssohn, mit sehr viel gepumpten Beständen.«<sup>7</sup> Hofmannsthal war in der Tat Bankierssohn, aber im Wiener »Börsenkrach« des Jahres 1873 verlor sein Vater Dr. Hugo August Peter von Hofmannsthal den Großteil des Familienvermögens, das in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch seinen Urgroßvater angesammelt worden war. Jener Urgroßvater, Isaak Loew Hoffman, war vom Kaiser Ferdinand I. für Verdienste in der Seidenmanufaktur geadelt worden, welche das Land unabhängig von italienischen Importen machten.<sup>8</sup> Wie Hofmannsthal selbst immer wieder insistierte, lebten selbst seine Großeltern in eher bescheidenen Verhältnissen: nach dem Tode des Großvaters Augustin Emil Edler von Hofmannsthal im Jahre 1881 (des einzigen jüdischen Großelternteils also – jedoch »schon früh Christ«<sup>9</sup>) betrug dessen Nachlass 44 Gulden und 3 Kreuzer nach Abzug der Bestattungskosten.<sup>10</sup> Hofmannsthals Urgroßvater war orthodox-konservativer Jude und Mitbegründer des Wiener Tempels; sein Großvater heiratete eine Christin aus Mailand und konvertierte zum katholischen Glauben, ihre Kinder wurden katholisch erzogen; seine Mutter war auch Katholikin, aus einer schwäbisch-

- 5 Briefwechsel. Hugo von Hofmannsthal – Arthur Schnitzler, hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler, Frankfurt a. M. 1983, S. 148. Dieser Aufsatz ist nicht der Ort, die Bedeutung von Hofmannsthals komplexem und von der Kritik »weitgehend ausgeklammert[em]« jüdischem Erbe für seine Werke und für sich selbst zu untersuchen. Es sei hier nur auf drei Studien hingewiesen: Ernst Simon: Hugo von Hofmannsthal. Seine jüdischen Freunde und seine Stellung zum Judentum, in: *Mitteilungsblatt* 38 (1977), S. 3–5; Jens Rieckmann: Zwischen Bewusstsein und Verdrängung. Hofmannsthals jüdisches Erbe, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 67 (1993), S. 466–483 (Zitat oben S. 467); Weinzierl: Das Phantasma des jüdischen Bluts, in: ders.: *Hofmannsthal*, S. 17–48.
- 6 Hofmannsthal/Hauptmann: *Chronik ihrer Beziehungen*, S. 98.
- 7 Gottfried Benn: *Briefe an F. W. Oelze, 1932–1945*, Bd. 1, hg. von Harald Steinhagen und Jürgen Schröder, Wiesbaden/München 1977, S. 188.
- 8 Robert S. Wistrich: *Die Juden Wiens im Zeitalter Franz Josephs*, Wien 1999, S. 507.
- 9 Willy Haas: Hugo von Hofmannsthal, in: *Juden in der Deutschen Literatur. Essays über zeitgenössische Schriftsteller*, hg. von Gustav Krojanker, Berlin 1922, S. 139–164, hier S. 145. Anschließend zitiert Haas Hofmannsthal selbst, der erklärte, sein Großvater folge damit »einer höchst natürlichen, ja wohl der zu Anfang des XIX. Jahrhunderts einzig möglichen Tendenz [...], aus einer nicht mehr begreiflichen Absonderung in die als die menschliche und allgemeine erkannte Sphäre zu treten«.
- 10 Vgl. Weinzierl: *Hofmannsthal*, S. 29.

österreichischen Familie; seine Frau, geborene Gertrude Schlesinger, war Bankierstochter aus einer assimilierten jüdischen Familie, und ihre gemeinsamen Kinder wurden ebenfalls streng katholisch erzogen.<sup>11</sup> Nach dem Krieg entschied sich der Wiener Germanist Eduard Castle daher, etwas gegen diese tendenziösen Berichte in Angriff zu nehmen, und veröffentlichte archivalische Belege, die die finanzielle Lage von Hofmannsthals Großeltern während der Nazizeit betrafen, um zu zeigen, »[i]n welch beschränkten Verhältnissen [sie] nach dem Zusammenbruch [ihres] Mailänder Geschäftes gelebt haben«, und um Hofmannsthals Herkunft zu entmythisieren.<sup>12</sup>

Ein etwas differenzierteres Bild Hofmannsthals, das jedoch immer noch auf anekdotischem Niveau bleibt, geht aus einem kurzen Aufsatz hervor, der unter dem herausfordernden Titel »Hofmannsthal unter Hitler« im September 1988 in der Zeitschrift *Literatur in Bayern* erschien.<sup>13</sup> Otto Schönberger beschreibt darin die Umstände, unter denen er die Gedichte und lyrischen Dramen Hofmannsthals zum ersten Mal entdeckte. Er war Schüler am ehemaligen Knabenseminar der Benediktiner in Dillingen, das von der Gestapo geschlossen und in eine parteitreue Anstalt für Heimschüler umfunktioniert worden war. Die Schulleitung hatte ein Bannführer des ›Dritten Reichs‹ inne, ein gewisser Herr Wald, und der junge Schönberger, der in der Nähe wohnte, konnte ihn abends besuchen, um ihm die Neuigkeiten im Städtchen mitzuteilen. Er durfte auch im Bücherregal stöbern, in dem er neben Werken wie *Mein Kampf* (1925), Studien über den Ersten Weltkrieg, Hans Zöberleins *Der Glaube an Deutschland* (1931) und dergleichen auch noch ein Inselbändchen von Hofmannsthal fand: *Der Tor und der Tod* (1893).

Er war nicht sonderlich überrascht, dass Herr Bannführer Wald, der als »lauer Nationalsozialist« galt, Verse las, »statt die Edda auswendig zu lernen«, doch die zauberhafte Wirkung dieser besonderen Verse, die einem »zarte[n] Gift« glichen und »einen winzigen Rausch erzeugte[n]«, erstaunte ihn. »Man muß sich das denken«, schrieb er, »[m]itten im Krieg, im Zimmer eines Bannführers, lernt ein Jugendlicher die Verse eines Jünglings kennen, die gar nicht zur herrschenden Richtung passen, zu flinken Windhunden, Nibelungen, Sondermeldungen. Dies war ein Vorgang, der dem Programm strikt zuwider lief.« Herr Wald bat ihn auch darum, niemandem zu erzählen, dass er diesen Band besaß; doch der Junge lief nach Hause und fragte seinen Vater nach diesem merkwürdigen Dichter, von dem er nie gehört hatte. »So«, sagte der Vater, »kennst du den jetzt. Heute ist er wenig beliebt. Soll Halbjuden gewesen sein, also Vorsicht. Aber lies ihn nur«, worauf er hinter anderen Büchern am Regal drei Bände der Berliner Fischer-Ausgabe von 1924

11 Vgl. Wistrich: *Die Juden Wiens*, S. 508.

12 Eduard Castle: Aktenstücke über Hofmannsthals Großeltern, in: *Dichtung und Dichter aus Österreich. Ausgewählte Aufsätze*, Wien 1951, S. 224–237, hier S. 224.

13 Otto Schönberger: Hofmannsthal unter Hitler, in: *Literatur in Bayern* 13 (1988), S. 30 f.

herausholte und seinem Sohn übergab, der besonders die »wunderbaren Gedichte« zu lieben anfing, wie etwa »Manche freilich«, »Die Beiden« und »Vorfrühling«. Als er 1988 diesen Rückblick schrieb, war für Schönberger nur die Tatsache, dass die Nazis Hofmannsthals Werke nicht verbrannt hatten, Anlass zur Überraschung: »Hätten die Machthaber jedoch gewußt, daß seine Dichtung mitten im Krieg eine Hilfe für mich und manche war auf dem schwierigen Weg zur Befreiung vom Zeitgeist, hätten sie ihn zuoberst auf den Scheiterhaufen geworfen.«<sup>14</sup>

Obwohl die Anekdote ein wenig aufs Rührselige hin verfasst ist, zeugt sie dennoch von Haltungen und Einstellungen sowohl des Nazi-Regimes als auch des deutschen und österreichischen Lesepublikums, von denen die Hofmannsthal-Rezeption dieser Periode vorwiegend geprägt wird. Nicht ohne Ironie ist also auch festzustellen, wie Hofmannsthal angelastet worden ist, er sei dem Nationalsozialismus potentiell zu nahe gestanden. Bei seinen häufigen Aufenthalten in der süddeutschen Kunststadt München nämlich traf sich Hofmannsthal oft mit dem Ehepaar Bruckmann. Hugo Bruckmann leitete den Münchner Verlag für Kunst und Wissenschaft; seine Frau Elsa (eine ehemalige Schauspielerin aus der byzantinischen fürstlichen Familie Cantacuzène) kannte Hofmannsthal seit 1894. Der Salon, den sie 1898 gründeten, zog zahlreiche Intellektuelle und Schriftsteller an. Thomas Mann, Hedwig und Alfred Pringsheim, Rainer Maria Rilke, Rudolf Kassner, Rudolf Alexander Schröder, Harry Graf Kessler, Max Reinhardt und viele andere waren Stammgäste.<sup>15</sup> Zu letzteren gehörte auch Houston Stewart Chamberlain, ein Schwiegersohn Wagners, der im 1899 veröffentlichten Traktat *Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts* die abendländische Geschichte aus einem vermeintlichen kulturellen Konflikt zwischen Ariern und dem »homo Judaicus« ableitete. Dieses Werk gehörte zu den Prüfsteinen der nationalistischen und völkischen Kreise.

Die Freundschaft zwischen Rilke, Kassner, Hofmannsthal und Elsa Bruckmann währte bis etwa 1920; Hofmannsthals letzte Begegnung mit ihr fand 1924 statt. In den 20er-Jahren wurde der Zirkel um die Bruckmanns zu einer der Keimzellen des Nationalsozialismus in München, die von Alfred Rosenberg, Baldur von Schirach und Rudolf Hess und anderen besucht wurde, und am 23. Dezember 1924, kurz nach seiner Entlassung aus der Festung Landsberg, war sogar Adolf Hitler zu Gast:

»Wir bewohnten damals die schönen Räume im Karolinenplatz 5, die alle durch Größe und Ebenmaß ausgezeichnet waren. [...] Nun trat mir – in der bayerischen kurzen Wuchs und gelbem Leinenjöppler – Adolf Hitler entgegen: einfach, natürlich und ritterlich und hellen Auges!«<sup>16</sup>

14 Ebd., S. 31.

15 Vgl. Hugo von Hofmannsthal, Rudolf Kassner, Rainer Maria Rilke im Briefwechsel mit Elsa und Hugo Bruckmann 1893–1941, hg. und komment. von Klaus E. Bohnenkamp, Göttingen 2014.

16 Zit. nach Wolfgang Martynkewicz: *Salon Deutschland. Geist und Macht 1900–1945*, Berlin 2009, S. 395.

Hitler wurde durch Elsa in die höheren Gesellschaftsschichten der Stadt eingeführt, und das Ehepaar erhielt dafür die niedrigen Parteinummern 91 und 92.

Die Beziehung zwischen Hofmannsthal und den Bruckmanns wurde allmählich lockerer und war nach den ersten Begegnungen mit dem jungen Dichter hauptsächlich durch Briefe geführt worden. Von einer Radikalisierung Hofmannsthals durch die Bruckmanns kann nicht die Rede sein; dennoch hat Hofmannsthal in diesem Fall seine Freunde durchaus nicht mit Bedacht gewählt. Andere aus Hofmannsthals Freundes- und Bekanntenkreis, wie zum Beispiel Mitglieder der Familie Nostitz-Wallwitz, gerieten in den Bann des heranwachsenden Nationalsozialismus. Harry Graf Kessler schrieb 1932, nur drei Jahre nach Hofmannsthals Tod, die Atmosphäre im Nostitz'schen Hause sei »ganz nationalsozialistisch durchsetzt«. <sup>17</sup> Max Mell, ein einstmals naher Freund Hofmannsthals und ab 1936 erster Vorsitzender des Bundes der deutschen Schriftsteller Österreichs, begrüßte die Volksabstimmung im April 1938 über die ›Heimkehr‹ des ›angeschlossenen‹ Österreichs ins ›Dritte Reich‹ mit einer kleinen Dichtung auf Hitler: »Gewaltiger Mann, wie können wir dir danken? / Wenn wir von nun an eins sind ohne Wanken.« <sup>18</sup> Er beantragte 1940 die NSDAP-Mitgliedschaft, zog aber kurz darauf den Antrag zurück und lehnte im selben Jahr die angebotene Leitung der Reichsschrifttumskammer Wiens ab. Mell's Verhalten besagt nichts über Hofmannsthals eigene Einstellungen, weder historische noch kontrafaktisch projizierte; es trägt aber zu einem Gesamtbild des eher konservativen politischen Umfelds bei, in dem Hofmannsthal sich bewegte.

München war auch die Stadt, in der Hofmannsthal zwei seiner bedeutendsten Reden hielt. Am 30. November 1906 hielt er den Vortrag »Der Dichter und diese Zeit« im Neuen Verein und 21 Jahre später, am 10. Januar 1927, war die Aula Maxima der Universität der Ort, wo er eine Rede über »Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation« vor dem Universitätsrektor, dem Ministerpräsidenten und dem Kultusminister Bayerns abhielt. Der berühmte und umstrittene Schluss dieser Rede spricht von einem Prozess, den Hofmannsthal »eine konservative Revolution«, nennt, und zwar »von einem Umfange, wie die europäische Geschichte ihn nicht kennt«, <sup>19</sup> und seitdem wird der Name Hofmannsthal mit der Formel »konservative Revolution« aufs Innigste identifiziert. <sup>20</sup> Ein

<sup>17</sup> Weinzierl: Hofmannsthal, S. 94.

<sup>18</sup> Bekenntnisbuch österreichischer Dichter, hg. vom Bund deutscher Schriftsteller Österreichs, Wien 1938, S. 89. Dieses Buch war ein Sammelband mit Huldigungen von mehr als siebenzig Autorinnen und Autoren.

<sup>19</sup> Hugo von Hofmannsthal: Reden und Aufsätze III, 1925–1929. *Buch der Freunde. Aufzeichnungen 1889–1929*, hg. von Bernd Schoeller und Ingeborg Beyer-Ahlert in Beratung mit Rudolf Hirsch, Frankfurt a. M. 1980 (Gesammelte Werke in zehn Bänden, Bd. [10]), S. 41.

<sup>20</sup> Vgl. allgemein auch Hermann Rudolph: *Kulturkritik und konservative Revolution. Zum kulturell-politischen Denken Hofmannsthals und seinem problemgeschichtlichen Kontext*, Tübingen 1971.

paar Tage nach der Rede saß Hofmannsthal bei Thomas Mann zu Tisch, zu welcher Gelegenheit der Deutsche ihm seine Besorgnis um diesen »ebenso bezaubernden wie verhängnisvollen« Vortrag aussprach.<sup>21</sup> Frau Mann machte folgende Bemerkung in einem Brief an ihre Tochter: »Hugos Anwesenheit hier wurde überhaupt aufs politischste ausgemünzt, zu einer reaktionären bayerisch-österreichischen Verbrüderung mit Spitze gegen Berlin und die Republik.«<sup>22</sup> Rückblickend schrieb Mann an Willy Haas, »in was für Mäuler ist das Wort von der ›Konservativen Revolution‹ dann übergegangen! Es sind mir auch nicht ganz die Rechten, so fein sie sind, die auch heute diese Rede besonders hochhalten.«<sup>23</sup>

Diese Rede wird oft als Vorbote einer radikal rechts-orientierten revolutionären Bewegung aufgefasst. Am 18. August 1933 erschien in der einflussreichen Berliner Zeitschrift *Die literarische Welt* ein »Gespräch über Hofmannsthal«, dessen Überschrift wohl auf Hofmannsthals eigenes »Gespräch über Gedichte« (1903) anspielen sollte.<sup>24</sup> Der ursprüngliche Herausgeber der Zeitschrift, Willy Haas, war im März zurück nach seiner Geburtsstadt Prag gegangen, und *Die literarische Welt* wurde im folgenden Jahr unter den Nationalsozialisten als *Das deutsche Wort* gleichgeschaltet; das fingierte Gespräch erschien also nicht unter der Ägide des jüdischen Publizisten Haas. Hofmannsthals Schwiegersohn Heinrich Zimmer zufolge war die Absicht seines Autors, Joachim Wecker, den österreichischen Dichter »der Jugend von heute schmackhaft zu machen«; Hofmannsthal habe durch dieses skurrile Traktat aufgrund seiner Prosa im Allgemeinen und der Münchner Rede im Besonderen »ein Visum ins neue Reich« erhalten.<sup>25</sup> Der männliche Partner in diesem Gespräch interpretiert den Begriff der konservativen Revolution als die Erschaffung einer »neuen deutschen Wirklichkeit«:

»Weißt du, daß er in der Harmonisierung der politischen und geistigen Kräfte der Nation das Ziel alles pädagogischen Strebens sah, und daß wohl er es war, der das heute vielgebrauchte Wort von einer ›konservativen Revolution‹ geprägt hat, die eine neue deutsche Wirklichkeit schaffen werde, an der die ganze Nation teilnehmen könne.«<sup>26</sup>

- 21 Brief von Thomas Mann an Willy Haas, 15. November 1955, zit. nach Weinzierl: *Hofmannsthal*, S. 44.  
 22 Brief von Katia Mann an Erika Mann, 8. Februar 1928, zit. nach Weinzierl: *Hofmannsthal*, S. 44.  
 23 Brief von Thomas Mann an Willy Haas, 15. November 1955, zit. nach Weinzierl: *Hofmannsthal*, S. 44.  
 24 Joachim Wecker: Gespräch über Hugo von Hofmannsthal, in: *Die literarische Welt* 9 (18. August 1933), S. 3; vgl. auch Hofmannsthal: *Erzählungen. Erfundene Gespräche und Briefe. Reisen*, hg. von Bernd Schoeller in Beratung mit Rudolf Hirsch, Frankfurt a. M. 1979 (Gesammelte Werke in zehn Bänden, Bd. [7]), S. 495–509.  
 25 Brief von Heinrich Zimmer an Max Mell, 3. Januar 1934, zit. nach Maya Rauch/Werner Volke: »Anruf und Gegenruf«. Briefe und Dokumente zur Edition der »Nachlese der Gedichte« Hugo von Hofmannsthals von Heinrich Zimmer, Max Mell, Max Kommerell und Karl Wolfskehl, in: *Hofmannsthal-Blätter* 41/42 (1991/92), S. 5–49, hier S. 18.  
 26 Wecker: Gespräch über Hugo von Hofmannsthal, zit. nach Johann Sonnleitner: *Die Geschäfte des*

Darauf erwidert seine Frau etwas verblüfft mit einer Frage: »Wie? Hofmannsthal gehört zu den Wegbereitern des Dritten Reiches?«, was der Mann durch einen direkten Hinweis auf »Das Schrifttum als geistigen Raum der Nation« bestätigt. Johann Sonnleitner kommentiert: »Der Dialog ist ein typisches Beispiel für die Appropriationsstrategien, die Geistesgeschichte als Vorläufer und Legitimator des Nationalsozialismus in Dienst zu nehmen.«<sup>27</sup> Die Veröffentlichung dieses Dialogs löste einen heftigen Protest aus: Ein heute kaum noch bekannter nationalsozialistischer Autor, Robert Hohlbaum, beschwerte sich beim Präsidenten der Reichsschrifttumskammer: Hofmannsthal, »ein Vertreter des müden naturfremden, internationalen Weltwienertums« – und oben drein »ein Halbjud« – dürfe auf keinen Fall als »repräsentativster nationaler Dichter Österreichs und Wegbereiter des Dritten Reichs« gefeiert werden: »Wenn diese Ansichten in Deutschland geäußert werden können, dann ist ja alle unsere Arbeit völlig umsonst.«<sup>28</sup>

Wie sich herausstellte, erhielt Hofmannsthals Familie natürlich alles andere als ein »Visum ins neue Reich«. Ganz im Gegenteil: Seine Tochter Christiane und ihr Mann Heinrich Zimmer mussten 1938 ins Exil: zuerst nach Oxford, wo der Indologe Zimmer am Balliol College lehrte; 1940 gingen sie in die USA, wo er während seines letzten Lebensjahrs eine Gastprofessur an der Columbia University innehatte. Hofmannsthals Schwager, Fritz Schlesinger, wurde in Dachau ermordet. Seine Frau Gerty kam nach England, nachdem sie die »Reichsfluchtsteuer« beglichen und ihr Schlösschen am Zeller See an die Gestapo ausgehändigt hatte.

Das durch die Ehefrau in diesem Dialog skizzierte Porträt Hofmannsthals als »weiche[r] Dekadent«, dessen Dichtung als eine »Welt [der] fließenden und zerfließenden Bilder« oder ein »betäubende[s] Opium« charakterisiert wird, ist jedoch nicht so trivial oder abwegig, wie es auf den ersten Blick erscheint.<sup>29</sup> Es gab nämlich lange ein tiefliegendes Missverständnis von Hofmannsthals Frühwerk, das von Autoren geteilt wurde, die weitaus höhere Ansprüche auf Ansehen und Einfluss besaßen als Joachim Wecker. Theodor W. Adorno drückte sich so aus:

Herrn Robert Hohlbaum. Die Schriftstellerkarriere eines Österreichers in der Zwischenkriegszeit und im Dritten Reich, Wien/Köln 1989, S. 188. Die Wendung wurde in Wirklichkeit von Friedrich Engels geprägt, und zwar in seiner »Rede auf der Gedenkfeier in Brüssel am 22. Februar 1848 zum zweiten Jahrestag des Krakauer Aufstandes von 1846«; vgl. Bernhard Gajek: Engels vor Hofmannsthal, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 16. Juli 1997 (Briefe an den Herausgeber), S. 8.

27 Sonnleitner: Die Geschäfte des Herrn Robert Hohlbaum, S. 188.

28 Brief von Robert Hohlbaum an Hans Friedrich Blunck, 17. September 1933, zit. nach Sonnleitner: Die Geschäfte des Herrn Robert Hohlbaum, S. 188.

29 Wecker: Gespräch über Hugo von Hofmannsthal, zit. nach Sonnleitner: Die Geschäfte des Herrn Robert Hohlbaum, S. 187.



»Der Flügel der deutschen Rechten, mit dem Hofmannsthal sympathisiert, ist zum Nationalsozialismus übergegangen, soweit man es ihm erlaubt hat [...]. Sie dienen der Propaganda auf eigene Weise: ihr besonnenes Maßhalten dementiert das maßlose Grauen. 1914 begnügte sich die äußerste Gemeinschaft mit den Reimen, zu denen freilich auch Hofmannsthal beitrug. Im Zeitalter der Konzentrationslager haben die Skribenten das verschlossene Schweigen, die herbe Rede und die nachsommerliche Fülle gelernt.«<sup>30</sup>

Das Bild eines weichen, sozial gleichgültigen Hofmannsthal, des Autors frühreifer, mystischer Verse wie »Den Erben laß verschwenden / An Adler, Lamm und Pfau / Das Salböl aus den Händen / Der toten alten Frau!«<sup>31</sup> – dieser Mythos wurde erst in den 60er-Jahren vom Bonner Literaturwissenschaftler Richard Alewyn dementiert, hat das Hofmannsthal-Bild der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aber entscheidend und zu seinen Ungunsten bestimmt.

Hofmannsthals Kritiker unterstreichen seine Neigung zum Konservativen und Nationalen, indem sie auf die Essays und Reden hinweisen, die er während des Ersten Weltkriegs verfasst hat. Manche tragen Titel wie »Die Bejahung Österreichs« (1914), »Krieg und Kultur« (1915) und »Die Österreichische Idee« (1917) und zählen, gelinde gesagt, nicht zu seinen erfreulichsten Schriften. Die Bejahung des Kriegs, das pauschale Abtun der kulturellen Leistungen von Österreichs Gegnern – Hofmannsthal schreibt abschätzig sogar über Maeterlinck, den er zwei Jahrzehnte lang verehrt hatte – und das fast gedankenlose Feiern von allem, was seines Erachtens das Wesen Österreichs ausmacht, kann man heute nur mit Irritation lesen.<sup>32</sup> Moderne Kritiker jedoch unterscheiden dies vom Nationalismus des Wilhelminischen Zeitalters und jenem der Nationalsozialisten und erkennen darin die Artikulierung, wenn auch eine etwas holperige, einer konservativen, paternalistischen politischen und sozialen Vision, die auch seinen literarischen Werken der letzten Lebensjahre zugrunde liegt.<sup>33</sup> Und selbst im Falle der Münchner Rede ist einleuchtend gezeigt worden, dass sie als »direkte Reaktion« auf die kurz zuvor erfolgte Ablehnung der Mitgliedschaft Hofmannsthals in der Sektion »Dichtkunst« der Preußischen Akademie der Künste entstand, gerade weil diese Abteilung die »Bedeutung des Schrifttums für die Nation amtlich betonen«

30 Theodor W. Adorno: George und Hofmannsthal. Zum Briefwechsel, in: *Prismen. Kulturkritik und Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1955, S. 232–282, hier S. 244 f.

31 Hugo von Hofmannsthal: Lebenslied, in: *Gedichte. Dramen I. 1891–1898*, hg. von Bernd Schoeller in Zusammenarbeit mit Rudolf Hirsch, Frankfurt a. M. 1979 (Gesammelte Werke in zehn Bänden, Bd. [I]), S. 28.

32 Vgl. Franz K. Stanzel: The Poet in his Time. Hofmannsthal and the Great War, in: *Literature, Culture and Ethnicity. Studies on Medieval, Renaissance and Modern Literature. A Festschrift for Janez Stanonik*, hg. von Mirko Jurak, Ljubljana 1992, S. 171–179.

33 Nina Berman: Hugo von Hofmannsthal's Political Vision, in: *A Companion to the Works of Hugo von Hofmannsthal*, hg. von Thomas A. Kovach, Rochester NY 2010, S. 205–226, insb. S. 206.



sollte.<sup>34</sup> Dieser Interpretation zufolge habe Hofmannsthal in der Münchner Rede ausdrücklich eine nicht-nationalistische Alternative vorschlagen wollen, deren Absichten durch einen Diskurs und einen für ihn typisch verblühten Sprachgebrauch verdunkelt wurden.

Das Bild des politischen Hofmannsthal wird weiter kompliziert durch seine Nähe zu gewissen Repräsentanten einer konservativen Wende unter Literaturwissenschaftlern wie Josef Nadler. In einem scharfsinnigen Aufsatz über Hofmannsthals Rezeption der Hauptvertreter des Wiener Volkstheaters konnte Martin Stern feststellen, dass Hofmannsthals Sprachgebrauch in vielerlei Hinsicht demjenigen Nadlers ziemlich nahe liegt. Stern führt Beispiele an, die der von Hofmannsthal höchst beliebten Thematik von Ganzheit und Volkstümlichkeit entstammen. Hofmannsthal bewunderte Nadler sehr und »empfahl den zweiten und dritten Band der ›Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften‹ zahlreichen Freunden zur Lektüre«. Selbst eine Würdigung zu seinem 50. Geburtstag im Jahre 1924 in der ERANOS-Festschrift führte zu keinem Treuebruch: Nadler stellte Hofmannsthal nämlich neben Wassermann als »deutsch Versippten jüdischen Ursprungs« dar.<sup>35</sup> Privat hegte Hofmannsthal dennoch Bedenken. Sein Verhältnis zu Nadler war »vielschichtig und spannungsvoll«; Nadlers theoretischer Ansatz erklärte »Rasse« (die er »Stamm« nannte) und »Geographie« (oder »Landschaften«) »zu den das geistige Schaffen bestimmenden Hauptfaktoren«,<sup>36</sup> was Hofmannsthal in den Notizen zu einem geplanten Aufsatz über Nadler »[b]edenklich[en] Determinismus« nannte – »alles Höhere des Menschen aus seinem Niedersten entwickeln – eine Art Freudianismus«. <sup>37</sup> Für ihn lag das Interesse eines solchen Ansatzes nur auf der Ebene des »Ganzen« oder des »geistigen Lebensstroms der Nation«: »Sobald es sich des Individuums ›bemächtigen will, muß die Theorie falsch und entstehend werden: das höhere Recht des Individuums besteht in der Überwindung von Gebundenheiten.«<sup>38</sup>

Der Grund, warum Hofmannsthal bei solchen fundamentalen Kritiken an seinem Freund ihn wenigstens intellektuell nicht abgestoßen hat, liegt laut Stern in der »profunde[n] Existenzhilfe«, die er in seiner zweiten Lebenshälfte durch Nadler erfuhr. Dieser

34 Claudia Bamberg: Kunstfeste, Theaterfreuden und Schwindelgefühle, in: Hofmannsthal. Orte. 20 biographische Erkundungen, hg. von Wilhelm Hemecker und Konrad Heumann, Wien 2014, S. 291–313, hier S. 312.

35 Martin Stern: Die Raimund- und Nestroy-Rezeption Hofmannsthals mit einem Seitenblick auf Josef Nadler, Heinz Kindermann und Herbert Cysarz, in: Hofmannsthal-Jahrbuch 14 (2006), S. 369–382, hier S. 375.

36 Ebd.

37 Hugo von Hofmannsthal: Zu Josef Nadlers »Literaturgeschichte«, in: Reden und Aufsätze III, S. 147–151, hier S. 150.

38 Ebd.

zeigte ihm »mit der bayerisch-österreichischen Barocktradition einen (fiktiven) geistigen Grundstrom [...], von dem er sich getragen wissen konnte« – nach dem Zusammenbruch der Monarchie brauchte Hofmannsthal einen solchen »Lebensstrom«, dem er sich zugehörig fühlen konnte.«<sup>39</sup> Deshalb »vergeistigte« er den materialistischen Nadler'schen Zugriff, wie der spektakuläre erste Satz der Rede »Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation« deutlich zeigt. Er lautet: »Nicht durch unser Wohnen auf dem Heimatboden, nicht durch unsere leibliche Berührung in Handel und Wandel, sondern durch ein geistiges Anhängen vor allem sind wir zur Gemeinschaft verbunden.«<sup>40</sup> Dennoch muss hinzugefügt werden: »Hofmannsthal für die Folgen der Theorie Nadlers mitverantwortlich zu machen, wäre absurd. Sie entstammte anderen, älteren Quellen.«<sup>41</sup>

Ein aufschlussreiches Fallbeispiel der Hofmannsthal-Rezeption beziehungsweise -Aneignung im »Dritten Reich« bietet ein Theaterstück, das den Menschen und Dichter Hofmannsthal kontrafaktisch in die Nazizeit projiziert. Zum Zeitpunkt des »Anschlusses« war Hofmannsthal selbst schon neun Jahre tot, aber die Frage danach, wie er sich in solchen Umständen verhalten hätte, ist legitim, wenn auch schließlich unbeantwortbar. Ein schwedischer Dichter hat jedoch einen verdeckten Versuch gemacht, gerade diese Frage zu erkunden. Bertil Malmberg wurde 1889 in Härnösand, Schweden, geboren und machte sich im Laufe seiner Karriere mit Hofmannsthals Werken gut bekannt – er übersetzte zum Beispiel 1959 *Die Frau ohne Schatten* in seine Muttersprache.<sup>42</sup> Wie Hofmannsthal selbst war er ein frühreifes Talent; er veröffentlichte fünf Bände mit Gedichten, Übersetzungen von Schiller, Rilke, George und anderen, noch bevor er dreißig Jahre alt wurde. Von Anfang an war klar, dass er im Metrischen besonders begabt und einfallreich war, obwohl der weltmüde Ästhetizismus, der seine frühen Sammlungen kennzeichnete, nicht immer dem Geschmack der Kritiker entsprach. Zweimal zwischen 1908 und 1911 hielt sich Malmberg längere Zeit in Berlin auf, und 1917 reiste er wieder nach Deutschland, um die Tänzerin Gabie Mariagraete zu heiraten; sie lebten in München, bis Malmberg 1927 nach Schweden zurückkehrte.<sup>43</sup> Zu seinem Freundes- und Bekanntenkreis gehörten Rilke, Alfred Schuler, Ricarda Huch und Stefan George.<sup>44</sup> Er war zunächst vom Aufstieg des Faschismus fasziniert, bald aber abgestoßen. Später schrieb

39 Stern: Die Raimund- und Nestroy-Rezeption Hofmannsthals, S. 380 und 376.

40 Hofmannsthal: Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation, in: *Reden und Aufsätze III*, S. 24–41, hier S. 24.

41 Stern: Die Raimund- und Nestroy-Rezeption Hofmannsthals, S. 380.

42 Hofmannsthal: *Kvinnan utan skugga. En berättelse*, übers. von Bertil Malmberg und Johannes Edfelt, Stockholm 1959.

43 Vgl. Bertil Malmberg: *Ett stycke väg. Memoarer*, Stockholm 1950, S. 160.

44 Vgl. Delores Märta Hall: *Malmberg's »Excellensen« and the Nazis*, Magisterarbeit, Universität Washington 1957, S. 14.

er 1936 nach einem Besuch in Dachau einen der ersten Berichte über ein Konzentrationslager – »Koncentrationslägret vid Dachau«, welcher als fünftes Kapitel in einer detaillierten Reportage über das ›Dritte Reich‹, *Tyska Intryck 1936* (»Deutsche Eindrücke vom Jahre 1936«) erschien, die während eines erneuten Aufenthalts in München verfasst wurde.<sup>45</sup> Aus einer heutigen Perspektive ist diese Studie oft nur schwer zu verdauen. Ohne den Nationalsozialismus, dessen Auswirkungen er in den ersten Kapiteln detailliert beschreibt, im geringsten unterstützen zu wollen – er nennt ihn »[denna] hårda och fanatiska folkrörelse« (»eine harte und fanatische populäre Bewegung«)<sup>46</sup> – versucht Malmberg die Begeisterung der deutschen Bevölkerung zu begründen. Er bemüht sich, die oft hysterische Verehrung des Führers, der Partei und des Militärs als Ausdruck einer nationalen Befreiung von der Demütigung im Friedensvertrag von Versailles zu interpretieren. Während er die Judenverfolgung bestätigt, kommt er der nazistischen Ansicht bedenklich nahe, dass die wirtschaftlichen Krisen der 20er-Jahre zum Teil der Einwanderung von Juden aus dem Osten zugrunde lägen. Das Kapitel über Dachau repräsentiert jedoch einen deutlichen Wendepunkt, ein kompromissloses Exposé der Brutalität des NS-Regimes.

Laut Malmbergs Autobiografie, *Ett författarliv* (Ein Schriftstellerleben), entstand das Drama *Excellensen* (Die Exzellenz) 1938, wobei eine für 1939 geplante Inszenierung mit dem berühmten Schauspieler Harry Roeck Hansen in der Titelrolle durch den »gamle frihetskämpen« (»alten Freiheitskämpfer«) Arthur Engberg (damals Bildungsminister) wohl aus politischen Gründen vereitelt wurde.<sup>47</sup> Das Drama spielt in Wien und die Hauptfigur ist ein fiktiver gefeierter, katholischer Dichter aus Österreich, Herbert von Blankenau, der gleich nach dem ›Anschluss‹ – noch am 14. März 1938, während Hitler an der Spitze einer Wagenkolonne Wien »erobert« – die Entscheidung trifft, seine Heimat zu verlassen. Ein Visum wird durch Max Karbe erworben, den Verlobten seiner Tochter Elisabeth, der zugleich hochrangiger SS-Offizier ist und weiß, dass für die Nazi-Führerschaft Blankenaus Entkommen ein geringeres Übel darstellt als ein widerständiges Bleiben innerhalb Österreichs (»Man hegt keinen direkten Wunsch, Sie zu einem Märtyrer zu machen«).<sup>48</sup> Karbe selbst leidet unter dem Widerspruch zwischen seiner fanatischen politischen Gesinnung, wonach Blankenau und alle, die seine Weltanschauung teilen,

45 Bertil Malmberg: *Tyska Intryck 1936*, Stockholm 1936; vgl. auch Annie Bourguignon: Dichter und Reporter. Bertil Malmbergs Reportage *Tyska intryck 1936*, in: *Arbeiten zur Skandinavistik*. 14. Arbeitstagung der deutschsprachigen Skandinavistik, 1.–5. 9. 1999 in München, hg. von Annegret Heitmann, Frankfurt a. M. 2001, S. 319–327.

46 Malmberg: *Tyska Intryck 1936*, S. 86.

47 Bertil Malmberg: *Ett författarliv*, Stockholm 1952, S. 155.

48 Zit. wird aus der (anonymen) deutschen Übersetzung: Bertil Malmberg: *Die Exzellenz*. Schauspiel in 3 Akten, Stockholm 1945, S. 19.

auszurotten sind, und einer aufrichtigen Liebe zu Elisabeth Blankenau. Er »repräsentiert alles, was [Blankenau] widerwärtig ist. Brutalität. Alles, was vulgär ist, Dummheit, Eingleisigkeit, geschichtliche Vergewaltigung.«

Auch Elisabeth leidet an einer Zerrissenheit zwischen einer tief verwurzelten Liebe zu ihrem Vater und einer Skepsis bezüglich sowohl seiner Weltanschauung als auch seiner Moral. Mit Liebe und Verachtung zugleich erklärt sie ihm die Entwicklung ihrer Gefühle:

»Ich habe dich bewundert, Papa. Das weißt du. Wie keinen andern Menschen. Vor allem wohl deine Jugendgedichte. Sie waren für mich ein Gift, das ich nicht mehr entbehren konnte. Schon als Kind war ich ihm verfallen. Deine venezianischen Sonette. Dein Schauspiel von dem Triumph der Kunst. Deine wunderbaren Sonette über Dante. All das, was deine Mitwelt verführte, dir Titel und Adel, Privilegien und Ruhm und Reichtum eintrug, das bezaubernd und auch etwas aufreizend war und vielleicht nicht ganz gut für ein kleines Mädcl ...«

Ihre Kritik wird allmählich tiefgreifender und zugespitzter:

»Was du über Religion, über die Kirche geschrieben hast, das hast du mit deinem Denken durchdrungen ... mit deiner Phantasie erlebt, mit [...] deiner Liebe zu dem Uralten, dem Vieldeutigen umschlossen ... Und dennoch war da etwas, das fehlte. [...] Du hattest nicht einen Funken Glauben.«<sup>49</sup>

Der Prüfstein für Glauben soll eine Bereitschaft zum Leiden sein, die laut Elisabeth ihr Vater nicht besitzt. »Ich fürchte,« meint sie, »daß du ihr [einer eigenen Sache] nicht einmal deine Bequemlichkeit zum Opfer bringen würdest«, wobei sie diese vermeintliche moralische Feigheit dem leidenschaftlichen Glauben ihres ansonsten wortarmen Verlobten entgegenstellt: »Natürlich ist er brutal, und seine ganze Lebensanschauung kann in wenigen Schlagworten ausgedrückt werden. Aber für diese Schlagworte ist er bereit, zu sterben.«<sup>50</sup>

Kurz bevor Blankenau wegreist, unterschreibt er ein rückhaltloses Protestschreiben gegen den »Anschluss«, das in der letzten Nummer einer von seinem Beichtvater Pater Ignatius herausgegeben Zeitschrift erscheinen soll. Damit begeht er eine Tat, die ihn mit Sicherheit zu Inhaftierung oder Tod verurteilt hätte, wäre er im Lande geblieben. Als Blankenau protestiert, dass dieser Unterschrift nichts Heroisches anhaftet und dass er selber keine Gefahr läuft, erteilt ihm der Pater quasi Absolution:

»Wir anderen tun es für Sie. Mein lieber Freund ... Sie sind repräsentativ. Sie sind Dichter. Ihre Welt ist die des Scheins, nicht der Wirklichkeit. Des Sinnbildes, nicht der rohen Handlung. [...] Was [Herbert von Blankenau] in der Welt des Scheins ausführt, das werden wir, wir einfacheren Leute, in der Wirklichkeit ausführen.«

49 Ebd., S. 12, 13f. und 16.

50 Ebd., S. 16f.

Seiner nachdenklichen Überlegung, ob er doch in Österreich bleiben sollte, um »der Wahrheit besser [zu] dienen«, begegnet Ignatius mit einer zarten Verneinung. Später wird Blankenau hinter diesem Verzeihungsakt »Ironie« und »Verachtung« erkennen.<sup>51</sup> Es besteht also eine Art Konsens zwischen Elisabeth und Ignatius, wenn sie sich auch sehr unterschiedlich ausdrücken.

Einige Zeit später: Der Thronprätendent Kaiser Otto hat Blankenau zum 60. Geburtstag herrliche Blumen geschickt; er ist der einzige, der es wagt, das Leben und die Karriere des größten zeitgenössischen Dichters Österreichs zu ehren. Gerade an diesem Tag, und zum Entsetzen Elisabeths, erscheint Blankenau an der Tür. Er habe Wien gar nicht verlassen, erklärt er, sondern viele Stunden im Stephansdom vor einem kleinen Seitenaltar verbracht, auf die Bestätigung wartend, »daß Christus lebt«:

»Ich wohnte in einem Hotel unter meinem eigenen Namen. Nichts geschah. Niemand fragte nach mir. In der Gestapo muß man blind gewesen sein! Ich sah Bekannte auf der Straße, aber sie sahen mich nicht oder erkannten mich nicht wieder. Es war, als habe Gott mich unsichtbar gemacht.«<sup>52</sup>

Seine letzten Gespräche mit seiner Tochter und mit Pater Ignatius hätten ihn überzeugt, dass er, »der berühmte Herbert von Blankenau, der Hüter des Thrones, der größte Name des Katholizismus daheim nichts als eine leere Schale, eine Attrappe, ein Trugbild, ein Herr ohne Wirklichkeitswert ist ...«. Er übergab also seinen durch Karbe erhaltenen »Grenzüberschreitungsschein« instinktiv – »[o]hne Absicht«, aber doch irgendwie nicht ganz unvorbereitet – einem Mitreisenden, »auf dessen Verhaftung die Gestapo ein sehr großes Gewicht gelegt haben würde.« Blankenau ist klar geworden, dass diese Tat die »vollkommene Übergabe [s]eines ganzen Seins, [s]eines ganzen Schicksals an Christus« bedeutet: »Dies [...] ist Wirklichkeit. Und Mysterium.«<sup>53</sup>

Karbe sieht sich trotz der heftigen Proteste Elisabeths gezwungen, Blankenau zu verhaften. Seine Folterung, die auf den Widerruf seines »verräterischen« Appells an Österreich hinzielt, bekommen das Publikum und zwei Krankenwärter im ersten Bild des dritten Akts zu hören. Merkwürdig für die Wärter ist, wie lange er aushält, ohne zu schreien, aber es beginnt endlich ein »schwaches Jammern, das allmählich zunimmt, lauter wird, sich mehr und mehr steigert und schließlich zu einem wilden, herzerreißenden Schrei anwächst, um dann plötzlich zu verstummen.« Blankenau erklärt einem der Wächter, dass er anfangs nicht geschrien habe, weil Christus ihm ganz nahe gestanden und ihm zugesagt habe: »Jetzt bist du endlich wirklich, Herbert von Blankenau.« Christus habe sonst nichts gesagt, aber er selbst sei sofort von Mitleid erfüllt gewesen –

51 Ebd., S. 24 f. und 41.

52 Ebd., S. 42.

53 Ebd., S. 40, 41, 39 und 41 f.

mit den beiden Leuten, die ihn schlugen, aber auch mit dem Kommandanten, der dabei stand und zusah:

»Und plötzlich dünkte mir, [...] es sei nicht ich, den sie schlugen, sondern Christus. [...] Es war der Mensch, den sie schlugen. Und das Göttliche im Menschen. Und es geschah, dünkte mir, nicht in dem Raum, wo ich lag. [...] Sondern in einem anderen Land. In einer anderen Zeit. Ich sah es vor mir. Wie auf einer Bühne. Weit fort. Durch tausend Dunkelheiten. Das ewige Drama ...«

Der Wächter, der zuvor auch von einem tiefsinnigen Gespräch mit dem ebenfalls in Buchenwald inhaftierten Pater Ignatius berichtet hat, gesteht: »Sie haben mir den Kopf ordentlich schwer gemacht, Blankenau, und ich weiß nicht, wie ich das wieder loswerden kann.«<sup>54</sup>

Parallel zur Wiederbelebung von Blankenaus echtem christlichem Glauben werden erneute Zeichen der Humanität auch bei Karbe sichtbar, der am Anfang des zweiten Bilds vier Soldaten wegen Übertretung seiner Befehle gegen körperliche Malträtierung von Gefangenen streng bestraft. Gefangener 1437 zum Beispiel wurde vor seinem Tod wiederholt misshandelt: er war 58 Jahre alt, Jesuitenpater und hieß Pater Ignatius. Der Lagerarzt rät dem Kommandanten, der überangestregten Wachtmannschaft »dann und wann ein kleines Lämmchen zum Zerreißen« anzubieten, denn »[e]s sind wilde Tiere, mein Kommandant«. Karbe selber fleht um irgendein Mittel, damit er »[i]hn ... Begreifen Sie nicht? Exzellenz ...« vergessen kann. Er leiert die üblichen Ausreden herunter und besteht darauf, dass nur das Nötige, und zwar in strengster Ordnung, zugegangen sei: »Es war meine Pflicht und Schuldigkeit. Es war Befehl (Springt auf, wendet sich um zu dem Porträt des Führers und schreit): Führer, befiehl! ... ich gehorche ... (Bricht in schallendes Gelächter aus.)«. Es dauert einige Sekunden, bis er sich wieder so weit unter Kontrolle hat, dass er Elisabeth empfangen kann, der eine Audienz beim Führer zuteilgeworden ist. Hitler hat angeblich der Gestapo mitteilen lassen, dass er nichts dagegen haben würde, wenn ein Vorwand für Blankenaus Freilassung gefunden werden könnte. Da die Gestapo aber »gewisse ... Garantien ...« verlangt, übergibt sie Karbe einen Brief mit den näheren Bedingungen.

Blankenau soll ins Exil gehen, eine Bestätigung seiner humanen Behandlung im Konzentrationslager unterschreiben und sein Protestschreiben gegen die Besetzung Österreichs widerrufen. Nur Letzteres ist ihm unmöglich: »Ich kann meinen Erlöser nicht verraten. Ich kann meinen Glauben nicht verleugnen. Ebenso wenig mein Land verraten.«<sup>55</sup> Laut Postskriptum soll Karbe seinen intendierten Schwiegervater unter diesen Umständen unmittelbar fusilieren lassen, aber er weigert sich, das zu verordnen. Elisabeth weigert sich ihrerseits, ihn zu heiraten, und Blankenau fleht beide an, ihn

54 Ebd., S. 51, 54 und 56.

55 Ebd., S. 61–63 und 66.

sterben zu lassen und seinen Tod als Instrument ihres künftigen Zusammenlebens zu betrachten. Blankenau versucht dem Konzentrationslager zu entkommen, damit Karbe einen eindeutigen Grund hat, ihn zu töten, und wird von einem der Wächter erschossen. »Er starb, um mich zu retten«, erklärt Karbe seiner einstigen Verlobten, »[d]amit der Befehl ausgeführt werden konnte, ohne daß ich ihn ausführen lassen mußte. Aber vielleicht auch aus einem anderen Grunde. [...] Damit du und ich ...«. Karbe erkennt, dass er zum Mörder geworden ist, und kommt rasch zur Einsicht in die Sinnlosigkeit des totalitären Regimes. Er gibt den Befehl, das Tor zum Lager zu öffnen, damit alle Gefangenen ihr Leben retten können, worauf sein Vizekommandant ihn sofort als »schuldig des Hochverrates« erklärt und verhaftet.<sup>56</sup>

Obwohl das Stück 1939 fertiggestellt war, musste Malmberg bis November 1942 auf die Uraufführung im »Dramatikerstudion« der Stockholmer Borgaskola warten; die Regie führte Per Lindberg. Zuvor wurde es vom Königlichen Theater und dem Theater Blanche wegen der Kraft und Eindeutigkeit seiner anti-nazistischen Haltung abgelehnt: Malmberg selbst beschrieb das Stück als »en diatrib mot nazismen« (»eine Schmähchrift gegen den Nazismus«).<sup>57</sup> Als neutrales Land tat Schweden damals alles Mögliche, um die Reaktionen des Publikums bei Theater- und Filmvorstellungen unter Kontrolle zu halten. Die schwedische Filmindustrie erteilte im Herbst 1941 eine Mahnung an die Bevölkerung: »Sverige är neutralt! Med hänvisning därtill utbedja vi oss att publiken icke applåderar eller på annat sätt demonstrerar ställningstagande till utländska journalbilder« (»Schweden ist ein neutrales Land! Deshalb bitten wir unser Publikum, auf Applaus oder sonstige Positionsbezüge zu den Bildbeiträgen aus dem Ausland zu verzichten«).<sup>58</sup> Die Aufführung im November 1942 war denn auch eine private – und der stürmische Beifall des Publikums wurde in den Schlagzeilen am folgenden Tag nicht reflektiert.

Ende 1943/Anfang 1944 jedoch hatte sich die innenpolitische Lage geändert; Excellensen ging auf Tournee in die Provinzen<sup>59</sup> und es folgte eine Reihe von unzweideutigen Anti-Nazi-Filmen von Regisseuren wie Gustav Molander. Hasse Ekmans Verfilmung von Malmbergs Excellensen im Jahre 1944 gilt nach Angaben des schwedischen Historikers Åke Nulstrup als definitive Absage an die öffentliche Neutralität, denn am

56 Ebd., S. 70f.

57 Malmberg: *Ett författarliv*, S. 155.

58 [Ungezeichnet]: Neutralitet!, in: *Biografbladet* 22/9 (1941), S. 26, zit. nach Åsa Bergström: Att iscensätta det onämbara. Bertil Malmbergs Excellensen och kontroversiella manifest, in: *Statsvetenskaplig tidskrift* 114 (2012/13), S. 453–470, hier S. 456.

59 Vgl. Malmberg: *Ett författarliv*, S. 155f., und Brita von Horn: *Hornstötår ur kulissen*, Stockholm 1965, S. 194–218.



28. Februar wurde sie von den Zensoren trotz Klagen der deutschen Gesandtschaft in Stockholm zugelassen, wenn auch in der mildereren von zwei verfilmten Versionen.<sup>60</sup> Die Premiere fand am 3. März statt. Dreierlei wurde dabei abgeschwächt: Das KZ hieß nicht mehr Buchenwald, sondern erhielt den fiktiven Namen Ost 22 Boltenberg; die deutschen Uniformen wurden so »neutralisiert«, dass sie nicht unbedingt als deutsch zu erkennen waren, und Bilder von Hitler wurden nicht gezeigt. Dies waren aber nur schwache Tarnungsversuche, denn Grüße wie »Heil Hitler«, Flüche wie »jüdisches Schwein« und die Namen der Gestapo und der SA durften ohne weiteres laut und deutlich ausgesprochen werden.

Der Name Hofmannsthal taucht in keinem Text von Malmberg über *Excellensen* auf, er wird niemals im Laufe des Films erwähnt und zeitgenössische Kritiken weisen nicht auf eine mögliche Ähnlichkeit zwischen Blankenau und Hofmannsthal hin. Trotzdem bestehen gewisse Anhaltspunkte dafür, dass Leben und Werk Hofmannsthals tatsächlich als Folie für Malmbergs Theaterstück dienten. Damit wird nicht behauptet, dass *Excellensen* als die Darstellung eines fiktionalen alternativen Lebensausgangs des österreichischen Dichters verstanden werden muss oder als solche konzipiert wurde; es ist kein bloßes Schlüsseldrama. Dennoch: Die Behauptung, dass »Herbert von Blankenau [...] can be identified with Hofmannsthal in his essential qualities«, wurde ursprünglich 1951 von Ernst Alker in einer knapp dreiseitigen englischsprachigen Publikation aufgestellt.<sup>61</sup> Alker besteht auf dieser Verwandtschaft – »The relationship of the original to the imaginary character is too close to allow of dialectical differentiation between the two«<sup>62</sup> –, begründet sie aber nicht näher und beschränkt sich auf eine kurze Inhaltsangabe des Dramas. Seine Deutung ist meines Wissens seitdem kaum wiederholt, geschweige denn näher untersucht worden,<sup>63</sup> aber sie ist mit Sicherheit ernst zu nehmen.

Hofmannsthals tiefreichender Katholizismus war allgemein bekannt – unmittelbar nach seinem Tode kursierte zum Beispiel die Legende, er sei in einer Mönchskutte begraben worden. Seine nationale Bedeutung für das kulturelle Erbe Österreichs war nicht zu leugnen. Der Beitrag, den Blankenau für Pater Ignatius unterschreibt, resümiert Hofmannsthals kulturelles Wertesystem: »[die letzte Nummer] ist gedacht als ein flam-

60 Vgl. Bergström: *Att iscensätta det onämbara*, S. 462.

61 Ernst Alker: Hofmannsthal as the Hero of a Swedish Drama, in: *German Life and Letters* 4 (1951), S. 298–300, hier S. 298. Es ist durchaus möglich, dass Alker mit Malmberg befreundet war und dass die frappante Sicherheit, mit der er seine Behauptungen machte, durch Gespräche mit dem Autor begründet ist.

62 Ebd.

63 Lediglich George C. Schoolfield weist in einer kurzen Fußnote darauf hin: Two Unpublished Letters of Hugo von Hofmannsthal, in: *Monatshefte* 51 (1959), S. 337–340, hier S. 337.

mender Appell für das apostolische Österreich und die katholische Kultur, wie für Menschenwürde überhaupt und Europas Ehre.«<sup>64</sup> Der wirkliche Mensch trug wie der fiktive das Adelsprädikat, war aber nicht wie von Blankenau politisch tätig. Die erste Szene des Schauspiels besteht aus einem Gespräch zwischen dem ehemaligen Minister und seinem treuen alten Diener Josef, der ihm völlig ergeben ist und seine Wünsche bis ins letzte Detail vorwegzunehmen weiß: Die Überschneidung mit dem Verhältnis zwischen Hans Karl Bühl und seinem Faktotum Lukas, das in den ersten Szenen von Hofmannsthals *Der Schwierige* dargestellt wird, ist kaum zu übersehen. Der übermütige, abgeschmackte neue Diener im *Schwierigen*, Vinzenz, findet ebenso ein Gegenstück in *Excellenzen*, wenn am Anfang des zweiten Aufzugs die Hausjungfer Mizzi ihre naive Bewunderung für die »Nazisten« vor Josef ausspricht.<sup>65</sup> *Der Schwierige* entstand kurz nach dem Ersten Weltkrieg und wurde am 7. November 1921 im Münchner Residenztheater uraufgeführt (einem Zeitpunkt also, zu dem Malmberg in München lebte). Genauso wie Lukas fürchtet sich Josef vor dem »Neumodischen«, und der Ton, die Art und Weise, in der Blankenau seine Abscheu artikuliert – er spricht von »eine[r] barbarische[n] Zeit, wo die Menschen nicht einmal vor unseren durchsichtigen Vorwänden Respekt haben« und von »Mangel an Rücksicht« und »Dekadenz aller guten Form« –, erinnern stark an die Kernwerte Hans Karls: Absichtslosigkeit, Anstand, Diskretion, Respekt und Takt.<sup>66</sup> Beide Figuren drücken ihre Ängste über eine turbulente politische Zukunft in Formen aus, die mit Modalitäten des sozialen Verhaltens zu tun haben.

Die oben zitierte kleine Biografie des Vaters, die Elisabeth in der ersten Szene liefert, erinnert bis ins wörtliche Detail an die von Otto Schönberger dargestellte Wirkung Hofmannsthals, vor allem an das »zarte Gift« und den »winzigen Rausch«, die von den Jugendversen ausgingen.<sup>67</sup> Es sind dies auch Gemeinplätze der Hofmannsthal-Rezeption bis in die 60er-Jahre. Einige Formulierungen im Stück machen den Eindruck, mögliche Nachklänge von diesen Versen zu sein: Die Blumen, die Blankenau in seiner Abwesenheit von Erzherzog Otto bekommt, sind die charakteristischen »kostbare[n] und seltsame[n], exklusive[n], so gar nicht volkstümliche[n] und so hochmütige[n] Blume[n]«

64 Malmberg: *Exzellenz*, S. 22.

65 Ebd., S. 29. Bei ihr ist auch vielleicht ein leiser Anklang an Sophie von Faninals Bewunderung im *Rosenkavalier* zu hören, als Josef »eine riesige silberne Schale mit prachtvollen Rosen auf eins der Bücherregale [setzt]« und sie seufzt: »Wie herrlich! Wie Rosen doch herrlich sind!« Ebd., S. 30.

66 Ebd., S. 9 und 12; vgl. zu diesen Themen Robert Vilain: Hofmannsthal, *Der Schwierige*, in: *Landmarks in German Comedy*, hg. von Peter Hutchinson, Bern u. a. 2006, S. 161–178. Unter diesen Eigenschaften ist »Absicht« für Hans Karl die schrecklichste; es ist also wohl nicht zufällig, dass Blankenau die Übergabe seiner Ausreiseerlaubnis als eine Tat »[o]hne Absicht« beschreibt. Malmberg: *Exzellenz*, S. 41.

67 Vgl. Schönberger: Hofmannsthal unter Hitler, S. 31.

von Hofmannsthals frühen Versen.<sup>68</sup> Blankenaus Vision für Karbes Zukunft zufolge wird der zusammenbrechende Kommandant »sich ausbreiten. Hinunter zu den Beladenen. Und aufwärts. Nach oben, zu den Mächtigen, die da sitzen auf ihren goldenen Stühlen.«<sup>69</sup> In ähnlicher Weise stellt Hofmannsthals »Manche freilich« diejenigen, die »drunten sterben [müssen]« den Leben der »anderen [...] bei dem Steuer droben« gegenüber:

Manche liegen immer mit schweren Gliedern  
Bei den Wurzeln des verworrenen Lebens,  
Andern sind die Stühle gerichtet  
Bei den Sibyllen, den Königinnen,  
Und da sitzen sie wie zu Hause,  
Leichten Hauptes und leichter Hände.<sup>70</sup>

Die »venezianischen Sonette«, die Elisabeth erwähnt, entsprechen keinem Hofmannsthal'schen Werk, haben aber ein Gegenstück bei Rilke, dessen *Neue Gedichte* eine kleine Gruppe von Sonetten über die Lagunenstadt erhalten.<sup>71</sup> Die Auflistung von Blankenaus Errungenschaften ist ein bekannter literarischer Topos und gleicht der längeren Übersicht der Werke Gustav von Aschenbachs im zweiten Kapitel von Thomas Manns *Tod in Venedig* (1912). Ein ähnlicher Rückblick erscheint jedoch auch bei Hofmannsthal, nämlich im berühmten »Chandos-Brief« (1902).<sup>72</sup> Später spricht Elisabeth von Blankenaus »Mysterienspiele[n]«, die an Hofmannsthals Salzburger *Großes Welttheater*, *Das kleine Welttheater* oder *Jedermann* erinnern, und von seinen »Mariengedichten«, die wieder eher als Hinweis auf Rilke zu verstehen sind.

Es bestehen also eindeutige Parallelen zwischen dem fiktiven und dem realen Dichter. Ob Hofmannsthal sich so verhalten hätte wie Blankenau, ließe sich lange diskutieren. Trotz seiner hohen Prinzipien und trotz der »Liebe zu dem Uralten, dem Vieldeutigen« und gerade wegen einer gewissen »Bequemlichkeit«,<sup>73</sup> die Hofmannsthal mit Blankenau teilt, kann man nicht mit Sicherheit davon ausgehen, dass der reale Dichter über genügend Selbstlosigkeit verfügte, um die eigenen ästhetisierenden Überzeugungen durch Selbstaufopferung zu verteidigen. Ein Märtyrer wäre er wohl nicht geworden. Eine gewisse literarisierende Kälte wurde Hofmannsthal selbst von seinen Freunden und Ver-

68 Malmberg: *Exzellenz*, S. 33. Vgl. zum Beispiel »Mein Garten« oder »Die Töchter der Gärtnerin«, in: Hofmannsthal: *Gedichte. Dramen I*. 1891–1898, S. 122 f.

69 Malmberg: *Exzellenz*, S. 68.

70 Hofmannsthal: *Gedichte. Dramen I*. 1891–1898, S. 26.

71 Rainer Maria Rilke: *Werke. Kommentierte Ausgabe*, hg. von Manfred Engel und Ulrich Fülleborn, Frankfurt a. M., Bd. 1, S. 557–559.

72 Hofmannsthal: *Erzählungen, Erfundene Gespräche und Briefe. Reisen*, S. 461–472.

73 Malmberg: *Exzellenz*, S. 16.

ehreern vorgeworfen (Hermann Bahr behauptete sogar, er sei ein Mensch, »der das Gesicht seiner Frau nicht kennt«).<sup>74</sup> Dass Malmberg und sein Kreis ihre Inspiration für eine radikalere Figur dennoch bei Hofmannsthal fanden, ist jedoch meines Erachtens sehr plausibel, auch wenn kein einziges offenkundiges Zeugnis dafür zu existieren scheint, was im politisch-kulturellen Klima Schwedens während des Kriegs wohl nicht überraschend ist. Die Büste Hofmannsthals im Salzburger Festspielhaus wurde 1938 von der SA zerstört. Dass an prominenter Stelle in einer frühen Szene des *Excellensen*-Films von 1944 eine Büste von Herbert von Blankenau in Anwesenheit seiner Tochter von Max Karbe niedergeschmettert wird, kann also in diesem Kontext weniger als bemerkenswerter Zufall denn als verschlüsselte Bestätigung der Hofmannsthal'schen Folie für Malmbergs Drama verstanden werden.

74 Zit. bei Arthur Schnitzler: *Tagebuch 1903–1908*, hg. von Peter Michael Braunwarth u. a., Wien 1991, S. 82 (Eintrag für den 7. August 1904).

## Inhalt

Vorwort 8

### OPER IN BRAUNER ZEIT – DIE SITUATION 1943

**Nils Grosch** Populäres Musiktheater im ›Dritten Reich‹.  
Zum Problem der politischen Deutung musikalischen Stils  
und einer stilistischen Deutung von Verfolgung 13

**Michael Baumgartner** Die Staatsoper Unter den Linden unter  
nationalsozialistischer Herrschaft. Repertoireopern,  
Opernpremierer und Selbstzensur 23

**Christian Mächler** Szenen (k)einer Ehe. *Das Schloss Dürande*  
am Zürcher Opernhaus und das ›Dritte Reich‹ 51

**Erik Levi** Resisting Nazism – Hartmann, Blacher and von Einem 78

**Roman Brotbeck** Zwischen Opportunismus, Bewunderung  
und Kritik. Die französischen und schweizerischen  
Berichte zum Mozart-Fest 1941 in Wien 96

### »BOCKMIST«? – SCHOECKS »DAS SCHLOSS DÜRANDE«

**Simeon Thompson** Hermann Burte als ›Nazi-Dichter‹.  
Zur Auseinandersetzung mit dem Librettisten von *Das Schloss Dürande* 117

**Beat Föllmi** »Othmar Schoeck wird aufgenordet«.  
Schoecks Flirt mit dem nationalsozialistischen  
Regime und die Reaktionen in der Schweiz 130

**Leo Dick** Gegen eine Logik des Fortschreitens. Das ›total  
Präsentische‹ in Schoecks Opern als Modell für eine  
zeitgemäße Musiktheaterkonzeption 146

**Thomas Gartmann** »Wenn aber diesen äußerlichen, von Burte verschuldeten  
Schönheitsfehlern abgeholfen wäre, so hätten wir gewiß eine der prachtvollsten  
Opern der neueren Musik.« Versuch einer Rückdichtung 158

**Thomas Gartmann im Gespräch mit Mario Venzago und Francesco Micieli**  
Zurück zu Eichendorff! Eine poetische Rückdichtung 197

## REZEPTION IM WANDEL

**Ralf Klausnitzer** »Deutscher aller deutschen Dichter«?  
Joseph Eichendorff in der NS-Zeit 219

**Angela Dedié** Die Geschichte des Joseph Süß Oppenheimer, genannt Jud Süß.  
Hintergründe der Uraufführung in der Auseinandersetzung mit der  
romantischen Novelle Jud Süß und dem gleichnamigen  
nationalsozialistischen Propagandafilm 254

**Robert Vilain** Hofmannsthal und das »Dritte Reich«.  
Rezeption und fiktive Historie 267

**Chris Walton** Farbe bekennen. Schweizer Künstler  
und der Apartheid-Staat 286

**Chris Walton/Ralf Klausnitzer/Ulrike Thiele/Erik Levi/Mario Venzago**  
Verdammen, vergeben, verdrängen, verfremden? Ein Gespräch  
über den Umgang mit Werken der NS-Zeit 312

**Namen-, Werk- und Ortsregister** 327

**Die Autorinnen und Autoren der Beiträge** 341

»ALS SCHWEIZER BIN ICH NEUTRAL«  
Othmar Schoecks Oper *Das Schloss Dürande*  
und ihr Umfeld • Herausgegeben von Thomas  
Gartmann mit Simeon Thompson unter  
redaktioneller Mitarbeit von Daniel Allenbach



MUSIKFORSCHUNG DER  
HOCHSCHULE DER KÜNSTE BERN

Herausgegeben von Martin Skamletz  
und Thomas Gartmann

Band 10



Dieses Buch ist im April 2018 in erster Auflage in der Edition Argus in Schliengen/Markgräflerland erschienen. Gestaltet und gesetzt wurde es im Verlag aus der *Seria* und der *SeriaSans*, die von Martin Majoor im Jahre 2000 gezeichnet wurden. Gedruckt wurde es auf Eos, einem holzfreien, säurefreien, chlorfreien und alterungsbeständigen Werkdruckpapier der Papierfabrik Salzer im niederösterreichischen Sankt Pölten. Das Vorsatzpapier *Caribic cherry* wurde von Igepa in Hamburg geliefert. *Rives Tradition*, ein Recyclingpapier mit leichter Filznarbung, das für den Bezug des Umschlags verwendet wurde, stellt die Papierfabrik Arjo Wiggins in Issy-les-Moulineaux bei Paris her. Das Kapitalband mit rot-schwarzer Raupe lieferte die Firma Dr. Günther Kast aus Sonthofen im Oberallgäu, die auf technische Gewebe und Spezialfasererzeugnisse spezialisiert ist. Gedruckt und gebunden wurde das Buch von der Firma Bookstation im bayerischen Anzing. Im Internet finden Sie Informationen über das gesamte Verlagsprogramm unter [www.editionargus.de](http://www.editionargus.de). Zum Forschungsschwerpunkt Interpretation der Hochschule der Künste Bern finden Sie Informationen unter [www.hkb.bfh.ch/interpretation](http://www.hkb.bfh.ch/interpretation) und [www.hkb-interpretation.ch](http://www.hkb-interpretation.ch). Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über [www.dnb.de](http://www.dnb.de) abrufbar.

© Edition Argus, Schliengen 2018. Printed in Germany      ISBN 978-3-931264-90-1